

Bernard Haisch

Warum Gott nicht würfelt

Geist, Kosmos und Physik

aus dem Englischen von
Astrid Ogbeiwi

 Crotona

Über den Autor

Dr. Bernard Haisch ist Astrophysiker und Verfasser von über hundertdreißig wissenschaftlichen Publikationen. Zehn Jahre lang war er wissenschaftlicher Herausgeber des *Astrophysical Journal*. Nach seiner Promotion an der University of Wisconsin in Madison forschte Haisch als Post-Doktorand am Joint Institute for Laboratory Astrophysics der University of Colorado in Boulder sowie an der Universität Utrecht in den Niederlanden.

Seine berufliche Laufbahn umfasste Positionen am Lockheed Martin Solar and Astrophysics Laboratory, als stellvertretender Direktor des Center for Extreme Ultraviolet Astrophysics an der University of California in Berkeley sowie als Gastwissenschaftler am Max-Planck-Institut für Extraterrestrische Physik in Garching. Er war außerdem Chefredakteur des *Journal of Scientific Exploration*. Vor Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn besuchte Haisch die Latin School of Indianapolis und das St. Meinrad Seminar als katholischer Priesterkandidat.

Warum Gott nicht würfelt ist sein erstes Buch als alleiniger Autor. Haisch ist verheiratet und hat drei Kinder. Mit seiner Frau Marsha Sims lebt er in der San Francisco Bay Area.

1. Auflage 2014
© der deutschen Ausgabe
Crotona Verlag GmbH & Co.KG
Kammer 11 • 83123 Amerang
www.crotona.de

Titel der Originalausgabe:
The God Theory
Universes, Zero-Point-Fields and What's Behind It All © 2006 Red Wheel/Weiser,
LLC, San Francisco, CA 94107, USA
© Bernard Haisch

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Annette Wagner

Druck: Ebner & Spiegel • Ulm
ISBN 978-3-86191-054-1

INHALT

Vorwort.....	7
Einführung.....	11
1 Die persönliche Reise	15
Von der Abtei zur Astrophysik.....	18
Eintritt in die Laufbahn	20
Zeit der Entdeckungen.....	23
Also doch: Astronom und Priester	24
2 Grundsätzliche Fragen.....	27
Die Gottes-Theorie und die Schöpfung	28
Die Gottes-Theorie, Karma und die Goldene Regel	30
Die Gottes-Theorie und der Reduktionismus	37
3 Eine Erklärung für die Schöpfung	41
Schöpfung durch Subtraktion	42
Polarität	44
Die Gottes-Theorie und das Bewusstsein	46
4 Reduktionismus und ein spirituelles Weltbild	49
Superstrings und das Übernatürliche	50
Ein spirituelles Weltbild	54
Kein Bedarf an Intelligent Design	56
5 Eine Erklärung für das Bewusstsein	63
Drei Ansichten über das Bewusstsein	64
Bewusstsein und Physiologie	66
Das Gehirn als Filter.....	68
Das Primat des Bewusstseins.....	71
Gegensätzliche Perspektiven	73
„Für etwas Falsches kann es keine Beweise geben.“	76

	Das zufällige, unbewusste, „genau richtige“ Universum	78
	Inflationstheorie.....	80
6	Das Nullpunktfeld.....	85
	Die Casimir-Kraft.....	88
	Annäherung an das Nullpunktfeld.....	90
7	Ins Nichts	95
	Die Herleitung von Newtons Postulat.....	97
	Träge Reaktion.....	100
	Die Verteidigung der Theorie	102
	Ein Schub von der NASA	105
8	Immer dem Licht nach.....	111
	Das Schöpfungslicht.....	114
	Kabbala.....	115
	Der Urknall	118
9	Gott und die Weltformel	121
	Ein Gott jenseits der Materie.....	122
	Der manifeste Gott.....	124
	Gott fragen	128
	Ajin.....	132
	Schöpfung als zeitloser Prozess.....	138
	Atom-Stabilität und der universelle Zeitmesser.....	142
10	Eine unendliche Anzahl von Universen	147
	Ein Universum des Bewusstseins.....	148
	Viele Welten und die Quantenmechanik	153
11	Ein Universum mit Sinn und Ziel.....	159
	Exoterisches und esoterisches Wissen.....	163
	Gottes-Theorie, Christentum und Humanismus	168
	Abschließende Gedanken	170
	Literaturverzeichnis	174

1

DIE PERSÖNLICHE REISE

Die Samen, die meinem Leben Inhalt und Bedeutung gaben, wurden bereits in früher Kindheit gelegt. Ich wurde in Stuttgart geboren; meine Eltern waren Deutsche und sind in die Vereinigten Staaten ausgewandert, als ich drei Jahre alt war. Sie gingen nach Indiana, weil sich die Schwester meiner Mutter mit ihrem Mann nach dem Krieg dort niedergelassen hatte. Im Nachkriegsdeutschland ging es sogar noch in den 1950er Jahren recht trostlos zu, und Amerika galt als „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. In glühenden, stark übertriebenen Worten schrieb meine Tante meiner Mutter von einer Bäckerei, die im Süden von Indianapolis käuflich zu erwerben wäre. Sie sei billig zu haben, und sie könnten alle miteinander ein Geschäft eröffnen. Als meine Eltern mit ein paar Überseekoffern und einem Kind – nämlich mir – ankamen, erwies sich die Aussicht auf die Bäckerei bloß als heiße Luft. Wie bin ich froh! Sonst wäre ich vielleicht Bäcker und dies hier ein Kochbuch geworden.

Meine frühe Kindheit wurde geprägt durch meine tiefgläubige katholische Mutter und die „guten Schwestern der Vorsehung“ in der Pfarrschule der Heiligen Katharina von Siena in Indianapolis, die uns zu Beginn eines jeden Schultags erst einmal zur Messe scheuchten – in der Annahme, dies sei die beste Vorbereitung aufs Lesen, Schreiben, Rechnen und natürlich den Katechismus. Tatsächlich wollte meine Mutter, dass ich Priester werde, und ich bin sicher, dass sie zu diesem Zweck sehr viele Gebete gen Himmel geschickt hat.

Der Beruf des Priesters wäre zwar immerhin spannender gewesen

als der des Bäckers, doch als Kind entwickelte ich eine große Liebe zur Wissenschaft. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich je etwas anderes werden wollte als Wissenschaftler, genauer gesagt Astronom. Bestimmte Dinge weiß man einfach, besonders als Kind, wenn die Welt noch nicht voller Mehrdeutigkeiten und Zweifel steckt, die erst später im Leben aufkeimen und einen dann nicht mehr loslassen. Als Kind der Sputnik-Generation schaute ich im Fernsehen besonders gerne die Filme über Weltraumhelden an. Jahre später habe ich im New Yorker Museum of Radio and Television die Folge von *Buzz Corbin and Cadet Happy* aufgespürt, die meiner Meinung nach wohl den Anstoß zu meiner Weltraumkarriere gegeben hat. Sie war unglaublich dumm: Ein einziger, nach vorne und hinten umlegbarer Schalthebel – mehr Steuerungsmöglichkeiten brauchte Buzz nicht, um mit seiner interplanetarischen Rakete durch die Galaxie zu fliegen. Das Leben war für die gesamte Mannschaft bedeutend einfacher als nur ein Jahrzehnt später für Captain Kirk, Scotty und ihren Warp-Antrieb.

Als ich in die Grundschule kam, verspürte ich bereits die merkwürdige Gewissheit, dass ich Astronom werden wollte, wenn ich groß wäre. Lebhaft stellte ich mir vor, wie ich die Oberflächen anderer Welten mit einem riesigen Teleskop absuchen würde, etwa mit dem Fünf-Meter-Spiegel am Mount Palomar. Zwar ging das, was ich mir dabei ausmalte, selbst über die Möglichkeiten eines solchen Teleskops noch weit hinaus, doch der Traum als solcher war echt. Mich tröstete die Gewissheit, dass mir in der Astronomie Großes beschieden sein würde – weil es Entdeckungen gäbe, die schon auf mich warteten.

Aufgrund der tiefen Frömmigkeit meiner Mutter und meiner Begeisterung für den Weltraum entwickelte ich die felsenfeste Überzeugung, dass ich Priester *und* Astronom werden würde wie Pater Giuseppe Piazzi, der den ersten Asteroiden entdeckt hat, oder wie Pater Angelo Secchi, der im 19. Jahrhundert als Erster die Sterne nach ihren Spektren klassifizierte. Als ich älter wurde, erfuhr ich,

dass diese beiden Berufungen in der Tat nicht unvereinbar waren. Es gibt Jesuiten, die angesehene Astronomen sind. Im 18. und 19. Jahrhundert unterhielt die Katholische Kirche in Rom mehrere Observatorien, und die offizielle, 1891 gegründete Vatikanische Sternwarte betreibt ein modernes Observatorium auf dem Mount Graham in Arizona – gleich neben dem bekannten Kitt Peak National Observatory und in Zusammenarbeit mit der University of Arizona. Die Idee, an etwas Grandiosem Teil zu haben, an etwas, das mit Gott und dem Weltraum zu tun hat, gefiel mir außerordentlich. Wie viel größer kann ein Traum noch sein? Nicht einmal der Himmel war meine Grenze.

Den Traum vom Astronomen und Priester bewahrte ich mir noch ein paar Jahre über die Grundschule hinaus. Meine weiterführende Schule war die Latin School of Indianapolis, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, junge Männer auf das Priesterseminar vorzubereiten. Dank der Erzdiözese erhielt ich eine erstklassige humanistische Bildung, wie sie etwa an der privaten East Coast Prep School, die ihre Schüler auf ein Universitätsstudium vorbereitet, ein Vermögen gekostet hätte. Neben den üblichen Fächern Englisch, Geschichte, Mathematik, Biologie und Physik wurde mir eine ordentliche Dosis Latein, Rhetorik und Gregorianischer Gesang verabreicht. Nach meinem Abschluss besuchte ich ein Seminar-College, das die Benediktinermönche der Erzabtei St. Meinrad in der hügeligen Landschaft von Südindiana unterhielten. Dort füllten die dunkel gewandeten Mönche meine Welt mit einer nahezu mittelalterlichen Atmosphäre, besonders an trübsinnigen, grauen Wintertagen, wenn wir uns alle in Talar und Römerkragen zur Messe versammelten und die uralten Gesänge aus unseren Kyrialen sangen. *Requiem aeternam dona eis, Domine*. Dann kam ich mir wirklich vor wie im Mittelalter.

Doch ich besuchte das Seminar nur ein Jahr lang. Schon vom Augenblick meiner Ankunft an zogen mich die Möglichkeiten, die eine andere Zukunft mir bot (insbesondere eine, in der auch Mädchen

eine Rolle spielten) von dem eng umgrenzten Weltbild des Klosters fort. In der technisierten Welt Ende des 20. Jahrhunderts wären Computerkenntnisse dem Gebet gewiss überlegen, dachte ich. Als ich achtzehn Jahre alt war, gab ich den priesterlichen Teil meines Traumes auf.

Doch dem anderen Teil bin ich immer treu geblieben und schließlich auch professioneller Astronom geworden. Ich blicke auf eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere mit Forschungs-Stationen in den Vereinigten Staaten und Europa zurück, ich bewarb mich häufig mit Erfolg um Beobachtungszeit an NASA-Teleskopen in der Erdumlaufbahn, verfasste zahllose wissenschaftliche Aufsätze, leitete internationale Konferenzen, war wissenschaftlicher Herausgeber einer angesehenen astrophysikalischen Fachzeitschrift, begutachtete Anträge für die National Science Foundation, hielt Vorträge und dergleichen mehr.

Von der Abtei zur Astrophysik

Mein Übergang von der Abtei zur Astrophysik vollzog sich im darauffolgenden Sommer. Es war in jeder Hinsicht eine denkwürdige Zeit. Robert Kennedy und Martin Luther King jun. waren ermordet worden. Vietnam und ein tragischer, polarisierender neuer Präsident spalteten das Volk. Doch trotz alledem flogen wir auch zum Mond. Das Apollo-Programm war bis in die Mondumlaufbahn vorgedrungen, und am 20. Juni 1969 fand die Mondlandung statt. Der Mensch hatte eine andere Welt betreten. Die Zivilisation war an einem Wendepunkt angelangt, so schien es zumindest. Wenn man die Augen von dem Chaos abwenden konnte, das auf der Erdoberfläche wüthete, dann erschien die Blickrichtung hinaus in den Weltraum und in andere Welten sehr vielversprechend. In nicht einmal zwölf Jahren waren wir vom primitiven Sputnik (und Buzz Corbins Rakete mit ihrer „Ein Steuerungshebel für alles“-Technik) so weit gekommen,

dass Astronauten auf dem Mond landen konnten. Bestimmt würden wir in weiteren zwölf Jahren Astronauten bis zum Mars schicken können. Dies waren meine Perspektiven, als ich mich von der spirituellen Welt des Seminars St. Meinrad und der Erzabtei ab- und der wissenschaftlichen Welt eines Astrophysik-Studiums an der Indiana University zuwandte. Auf der Straßenkarte von Indiana liegen zwischen St. Meinrad und der Indiana University nur hundertsechzig Kilometer, meinem Empfinden nach waren es aber eher hundertsechzig Lichtjahre.

In meinem ersten Semester an der Indiana erlernte ich am Kirkwood-Observatorium auf dem Universitätscampus den Umgang mit dem Teleskop und die Erstellung fotografischer Platten. Ich beschäftigte mich eingehend mit Physik und ihrer Anwendung auf die Astronomie im Allgemeinen. Ich vertiefte mich ins Studium der Beschaffenheit der Sterne, Galaxien, planetarischen Nebel sowie der interstellaren Materie und dergleichen mehr. Binnen Kurzem waren Klöster und die Berufung zum Priester nur noch eine ferne und unwichtige Erinnerung.

Nach meinem Abschluss an der Indiana University schrieb ich mich sofort für ein Graduiertenstudium an der University of Wisconsin in Madison ein. In Astronomie und Astrophysik gehörte Wisconsin zu den zehn führenden Universitäten des Landes und hatte gerade erst einen wichtigen NASA-Auftrag erhalten, das Orbiting Astronomical Observatory. Außerdem gab es da oben ausgezeichnetes Bier.

Wisconsin hatte ein straffes Astronomie-Programm, so dass ich bereits mit fünfundzwanzig Jahren promoviert werden konnte. Das Thema meiner Dissertation war der Strahlungstransfer, mit dem mathematisch beschrieben wird, wie Licht und andere elektromagnetische Strahlung aus dem Inneren eines Sterns in den Weltraum gelangen. Diese Art der Forschung erfordert riesige Supercomputer wie sie in Los Alamos oder Livermore stehen, wo ein Großteil der Arbeit eng mit Atomwaffen verbunden ist. Da mich das nicht inter-

essierte, wandte ich mich von diesem Thema ab, das mir mittlerweile als zu technisch und komplex erschien und außerdem viel zu viel stumpfsinnige Rechnerei beinhaltete. Unter Wissenschaftlern spricht man vom *Number-Crunching*.

Eintritt in die Laufbahn

Zur Zeit meiner Promotion war der Arbeitsmarkt nahezu vollständig gesättigt, und die Gefahr der Arbeitslosigkeit zeichnete sich ab. Ich hatte jedoch das Glück, dass mir eine Post-Doktoranden-Stelle am bekannten Joint Institute for Laboratory Astrophysics an der University of Colorado in Boulder angeboten wurde. An diesem Weltzentrum für astrophysikalische Forschung sollte ich bei Jeff Linsky forschen können.

Auch hier war ich wieder in eine Art Glaubenssystem eingebunden, doch dieses Mal in das ausgesprochen säkulare der akademischen Welt. Hier, am Fuße der Rocky Mountains, vor der geradezu hollywoodreifen Kulisse der hoch aufragenden Flatirons, lag ein Institut der Spitzenforschung. Wissenschaftler aus der ganzen Welt kamen, um hier einen Sommer oder ein ganzes Jahr lang zu arbeiten, und ich war an dieses säkulare Allerheiligste berufen worden und hatte die Chance erhalten, mich als moderner Forscher zu bewähren. War das nicht der Himmel auf Erden?

Zu Linskys Arbeit gehörte auch der Bezug von Daten der NASA-Satelliten, insbesondere zur Ultraviolett- und Röntgenstrahlung des Spektrums. Zusammen mit seinen übrigen Post-Doktoranden analysierte ich diese Daten und versuchte, sie zu interpretieren. Unsere Aufgabe war es, eine Flut von wissenschaftlichen Aufsätzen zu generieren, in denen wir uns über jede noch so winzige astrophysikalische Erkenntnis aus diesen wertvollen Satelliten-Beobachtungen ausließen. So etablierte man einen Ruf, förderte seine Karriere und sicherte sich einen ununterbrochenen Fluss an Zuschüssen. Linsky

weckte in mir die Leidenschaft für eine bestimmte Klasse von Sternen, die so genannten kühlen Sterne (nach stellaren Maßstäben ist unsere Sonne ein kühler Stern).

Etwa zur selben Zeit begann ich, über Buddhismus zu lesen. Ich weiß noch, dass ich mir dachte – vielleicht weil ich ein Astrophysiker mit dem guten Willen eines Theologen war – dass sich hier eine Verbindung herstellen ließe und Erkenntnisse über das tiefste Wesen der Dinge auf ihre Entdeckung warteten, die nur jemand mit meiner Vorgeschichte heben könnte. Doch als mein berufliches und privates Leben komplexer wurden, rückte dieses Interesse bald in den Hintergrund.

Man bot mir eine Forschungsstelle an der niederländischen Universität Utrecht an, und ich akzeptierte. Die Niederländer waren in der Astronomie sehr aktiv; sie führten Ultraviolett-Spektroskopie mit einem ballongestützten Spektrografen durch, den sie ausgerechnet im texanischen Palestine steigen ließen. Wer das unwirtliche niederländische Klima kennt, wird allerdings gut verstehen, warum niederländische Astronomen lieber unter texanischem Himmel arbeiten. Die Niederländer kommen herum! Nach einem Jahr in den Niederlanden kehrte ich in die Vereinigten Staaten zurück und arbeitete wieder mit Linsky in Colorado zusammen. Kurz danach wurde mir eine Stelle im Lockheed Research Laboratory in Palo Alto angeboten.

Meine Arbeit bei Lockheed gestattete mir, bemerkenswert viel Astrophysik zu betreiben, zum Teil dank eines hoch geheimen Programms, das heute jeder kennt: Spionage-Satelliten. Ich sollte die astrophysikalischen Daten liefern, damit die Teleskope anhand von Sternpositionen sehr exakt kalibriert werden konnten. Gegen Aufklärung hatte nichts einzuwenden: Sich gegenseitig auszuspionieren, ist eine sehr vernünftige Methode zur Aufrechterhaltung des Friedens. Im Wesentlichen sollte ich einen sehr präzisen Helligkeiten-Katalog der Sterne erstellen. Deshalb entwickelte ich ein ausgeklügeltes Computer-Programm, das wahrscheinlich zehnmal

genauer war als alles, was es bis dahin je für ein Geheimprogramm gegeben hatte – wobei ich mir dessen nicht völlig sicher sein kann, denn schließlich war das Ganze ja immer geheim.

Lockheed hatte damals anscheinend Unmengen von Geld – insbesondere für dieses Programm – und so war es nicht weiter wichtig, was ich machte, solange nur der Sternenkatalog ein Erfolg war. Und das war er. Deshalb verwendete ich sehr viel Zeit auf eine Astrophysik, die weit über das hinausging, was Lockheed brauchte, und niemand schien sich daran zu stören. Es gelang mir sogar, etliche NASA-Mittel an Land zu ziehen und damit eine neue stellare Forschung zu etablieren.

Vielleicht deshalb wurde ich nach ein paar Jahren bei Lockheed in eine Forschungsgruppe berufen, die sich tatsächlich durch NASA-Projekte und nicht durch Geheimprogramme finanzierte. Es handelte sich um das damalige Space Sciences Laboratory, das später in das Solar und das Astrophysics Laboratory aufgeteilt und umgewandelt wurde. Diese Forschungsgruppe war und ist bis heute führend in der Solarphysik.

Ich untersuchte Flares, also Eruptionen auf Sternen. Diese waren in der Astronomie zu einem heißen Thema geworden, weil man sie mit den Ultraviolett- und Röntgen-Teleskopen der NASA beobachten konnte. Aber ich war auch an der Datenanalyse der Solar Maximum Mission beteiligt. Dabei handelte es sich um einen Satelliten, der als einer der ersten die Röntgenstrahlung der Sonne sehr detailliert maß. Ich hatte Freude an dieser Arbeit, denn die Sonne ist der Prototyp eines kühlen Sterns und nah genug für eine exakte Analyse. Sie ist nur hundertneunundvierzig Millionen Kilometer weit weg – astronomisch gesehen, liegt sie also quasi in unserem Hinterhof. Die Tatsache, dass ich Sonnenphänomene untersuchen konnte, während ich über stellare Beobachtungen publizierte, verschaffte mir einen erheblichen Vorteil, weil die meisten Stellarastronomen sehr wenig über die Sonne wissen. Die Nähe der Sonne ermöglicht eine hohe Detailgenauigkeit, woraus sich wiederum Vorstellungen entwickeln

lassen, was auf anderen Sternen zu beobachten sein könnte. So erfüllte ich mir meinen Kindheitstraum und wurde Astronom.

Zeit der Entdeckungen

Doch einer bestimmten Gemeinschaft von Wissenschaftlern beizutreten, ist nicht gleichbedeutend mit wissenschaftlichen Entdeckungen.

In der Wissenschaft heißt es, wenn man bis zum Alter von fünf- unddreißig Jahren noch keinen großen Durchbruch erzielt hat, ist man für die dazu nötigen Erkenntnisse wahrscheinlich bereits zu alt und zu festgelegt. Als ich das kritische Alter erreicht hatte, konnte ich mich gerade erst mit einer einzigen unbedeutenderen Entdeckung schmücken – der stellaren „koronalen Trennlinie“. Gemessen an den großen wissenschaftlichen Entdeckungen ist das nicht gerade weltbewegend. Es ist ungefähr so, als wenn man ein Lied schreibt, das in den Charts auf Platz siebenundneunzig klettert – lohnender als wenn man es nur auf der Straße spielt, aber einen Grammy braucht man deshalb nicht zu erwarten. Außerdem fühlte ich mich auch dadurch gehandicapt, dass junge Wissenschaftler paradoxerweise nicht dazu ermutigt werden, sich gedanklich allzu weit von der auf ihrem Gebiet vorherrschenden Lehrmeinung zu entfernen, obwohl doch Innovationen gerade erst durch ungehindertes Hinterfragen möglich werden.

Tatsache ist jedoch, dass ich mich damals geistig auf einem weiten Feld bewegte. Zu einem nicht geringen Anteil ging das auf den intellektuell befreienden Einfluss meiner Frau Martha zurück, die einen Hang zur Metaphysik hat. Sie hatte soeben ihren Master in Musik gemacht und sah die Welt mit ganz anderen Augen als der gewöhnliche Naturwissenschaftler, der meint, mit Atomen und Molekülen ließe sich alles erklären. Durch sie ermutigt und sanft gedrängt („Woher weißt du das so genau? Hast du das auch schon

einmal aus einer ganz anderen Perspektive betrachtet?“), entwickelte ich eine gesunde Neugier für Dinge, die außerhalb der engen Grenzen meines astrophysikalischen Fachwissens lagen.

Etwa um diese Zeit wurde ich aktives Mitglied der Society for Scientific Exploration, einer Organisation, die unter der Führung des angesehenen Stanford-Plasmaphysikers Peter Sturrock von einem Dutzend Universitätsprofessoren gegründet worden war. Gründungsziel der Gesellschaft war es, ein Forum zu bieten, auf dem „alle Fragen, die der wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich sind, ohne jegliche Einschränkung erforscht werden können“. Schon bald war ich Herausgeber der Zeitschrift der Gesellschaft, des *Journal of Scientific Exploration*. Alle darin erscheinenden Artikel wurden vor der Veröffentlichung von Fachleuten geprüft. (Man bezeichnet dies als *peer-reviewed*.) Durch die Arbeit unseres Mitglieds Hal Puthoff wurde mein Interesse an einem Zweig der Physik geweckt, der zu Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden war, jedoch nie in die etablierten Wissenschaften aufgenommen wurde. Dabei hatte dieser Physikzweig beste Referenzen, schließlich war er von Albert Einstein, Max Planck und Walther Nernst erforscht worden. Gegenstand der Forschung ist im Grunde das Licht – ein ganz besonderes Licht, nämlich das elektromagnetische Nullpunktfeld oder elektromagnetische Quantenvakuum. Das Nullpunktfeld ist ein wichtiger Teil meiner Theorie, warum Gott nicht würfelt. Ich nenne sie die „Gottes-Theorie“ und werde in Kapitel Sechs darauf zurückkommen.

Also doch: Astronom und Priester

Während meiner gesamten langen Lebensreise und trotz einer erfolgreichen, sich über drei Jahrzehnte erstreckenden Karriere in der etablierten Wissenschaft habe ich nie aufgehört, grundsätzliche Fragen zu stellen. Mehr noch – meine Wissenschaft hat mich letztend-